

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **108 (1982)**

Heft 41

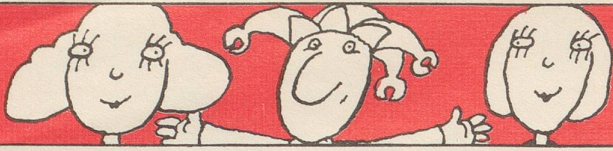
PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Mehr Licht!

Wenn ich von einem freund-nachbarlichen Schwatz auf einer Gartenterrasse berichte, bei einem Espresso, der die Gemüter anregte, so dass ein ständiger Luftvorrat notwendig war, um den Ball der Diskussion Schlag auf Schlag von hüben nach drüben und wieder retour zu schicken, dann bin ich mitten drin in einer kleinen Vorgeschichte. Während ich Atem holte zu einem prägnanten Satz, der es wert gewesen wäre, der Nachwelt erhalten zu bleiben, flog mir eine Wespe in den Mund – wie ein Vogel durchs geöffnete Scheunentor. Ich blies sie hinaus. Plötzliche Gesprächsstille. Konsterniert verfolgten wir mit den Blicken das torkelnde Biest auf dem Terrassenboden. «Hat sie dich gestochen?» «Ich glaube – ja.» Während meine Freundin die Schnapsflasche und zwei Gläser holte, hing ich seltsam willenlos im Gartensessel. Dann trank ich, was sie mir eingeschenkt hatte,

und machte mich davon, über die Gasse nach Hause.

Binnen zehn Minuten war der Arzt da, was ihm meine ewige Dankbarkeit sichert. Er stellte einen Stich im Gaumenbogen fest. Das Weitere dürfte nach diesem wespeneichen Sommer zum Allgemeinwissen gehören: die kombinierte Spritze, der Aufbau von Medikamenten, links die unbedingt benötigten, rechts diejenigen für den Fall, dass ..., die mündliche Verordnung, klar und in zweifacher Wiederholung, Ess- und Redeverbot.

Ich sank in einen angenehmen Dämmer Schlaf, aus dem mich die fröhliche Stimme meines Sohnes mit einer originellen Frage aufstörte: «Was hast denn *du* wieder angestellt?» Die liebevolle Anrede blieb unerwidert, da ich mittlerweile Stimme und Schluckvermögen eingebüsst hatte. Um sechs Uhr war mir, als hörte ich aus weiter Ferne den Urschrei nach Nahrung. Ich rappelte mich zum Gang ins Reich der Kulinariken hoch, denn bei Söhnen ist man nie ganz sicher, was sie von

Zeit zu Zeit nach Hause treibt: die Liebe zu den Eltern oder Mutters Butterküche.

Gegen zehn Uhr, ich hatte seit Stunden dem plätschernden Geräusch der Unterhaltung zwischen Vater und Sohn zugehört, nahm letzterer – auch ein Mediziner – die säuberlich aufgereihten Medikamente der Reihe nach in die Hand und wandte sich mit weisen Worten an mich: «Diese Ampullen brauche ich nicht zu spritzen, die Schockzeit ist längst vorbei. Der Inhalt dieser Packung da wird auch morgen nicht nötig sein. Die Tabletten in der grünen Schachtel kannst du überhaupt weglassen. Von diesen hier nimmst du morgen noch eine, übermorgen eine halbe, und überübermorgen eine Viertel-tablette. Ich schreib's dir auf.» «Bin ich ein Trottel?» hätte ich nach dem letzten Satz normalerweise gefragt. Der komplette Mangel an Stimme zähmte jedoch mein Temperament. Ich begnügte mich mit einer Handbewegung über den Tisch hinweg. Sie wurde richtig interpretiert. «Ja, weisst

du denn nicht, dass nur zwanzig Prozent aller abgegebenen Medikamente verbraucht werden? Achtzig Prozent, Mutter, achtzig Prozent wandern in den Kehricht!»

Anderntags – nur meine Stimme mit Sex-Appeal erinnerte noch an den kleinen Zwischenfall vom Vortag – rechnete ich die aufgedruckten Preise zusammen, dividierte, subtrahierte – und kam auf einen Verbrauch von einundzwanzig Prozent der vom Arzt erhaltenen Medikamente. Halt! Da lagen ja noch, steril verpackt, eine Spritze und zwei Nadeln, für den Fall, dass mein Sohn und so weiter ... Keine Preisangabe. Also schätzungsweise neunzehn Prozent Verbrauch. Thomas der Grosse hatte wieder einmal recht gehabt ...

Woraus ersichtlich wird, dass das Problem der Kostenexplosion im Gesundheitswesen auch von der Medikamentenseite her gründlich beleuchtet werden müsste. Nur: eine Beleuchtung ist noch lange keine Erleuchtung. *Gritli*

Unheilbar

Nichts gegen Universitätsspitaler! Es sind beachtenswerte Betriebe, wo sich viel Können und Wissen finden. Professoren und Ärzte, technische und medizinische Einrichtungen sind optimal – auf Heilung darf man hoffen. Aber es braucht eine grosse Portion Geduld und Nerven, bis es soweit ist, denn das Universitätsspital ist krank! Es leidet an seiner Grösse. Es hat sich zu einer Fabrik ausgewachsen, in der Patienten nur noch als «Fälle» und «Nummern» behandelt werden. Ärzte, Schwestern, Sekretärinnen und Empfangsdamen sind so zahlreich, dass sie sich nicht «organisieren» oder absprechen können.

Ich will diese Behauptung erläutern: Dass ich mit meiner Krankheit der Fall X sein werde, davor hat man mich vor den ausgiebigen Untersuchungen im Universitätsspital gewarnt. Es stimmt: Im Computer bin ich mit siebenstelliger Zahl registriert, und eine weisse Plakette, die ich stets bei mir tragen muss, dient mir als Ausweis. Lange Wartezeiten sind an der Tagesordnung; von angenehmer Atmosphäre dabei leider keine Spur! Nun, das ginge noch! Aber die Universi-

tätsspital-Krankheit greift um sich: Blutproben werden mir entnommen und sollten tiefgefroren in chemische Labors ausserhalb der Klinik geschickt werden. Dummerweise tauen die Proben auf (wann, wo, dass wissen die Götter!) und können nicht mehr gebraucht werden. Dieses Missgeschick stellt sich nach fünf Wochen heraus, als ich mich ans Telefon begeben und in den Labors frage. Mit einem stillen Seufzertrete ich zu weiteren Blutproben an. Das Fräulein verspricht, sofort nach Eintreffen der Resultate – Betonung auf «sofort» – anzurufen, denn ich will Bescheid wissen.

Vier Wochen später platzt mir der Kragen: Kein Telefonanruf! Ich greife zum Hörer. Gut, dass ich anrufe, sagt das Fräulein, die Resultate lägen schon seit einer Woche vor! Sie sei die Ferienablösung; es tue ihr leid, dass man mich nicht benachrichtigt habe. Im übrigen könnten wir gleich einen Termin fürs Röntgen der Nieren vereinbaren. Ich weiss, dass es schon Aufnahmen meiner Nieren gibt, die der Frauenarzt seinerzeit gemacht und der Universitätsklinik zugeschickt hat. Ich erzähle dies dem Fräulein, bekomme aber zur Antwort, das Universitätsspital habe keine



«Ich nehme jeden, der eine Bar eingebaut hat!»

Aufnahmen registriert, ich solle auf jeden Fall am vereinbarten Tag erscheinen. Gehe ich eben! Ich warte und habe die grässliche, milchige Flüssigkeit, die bewirkt, dass beim Röntgen alles klar sichtbar wird, bereits getrunken, als ein Fräulein aufgeregt angerannt kommt und mich um Entschuldigung bittet: Sie hätten soeben gemerkt, dass schon Röntgenbilder gemacht worden und neue überflüssig seien. Ich könne

gehen. Grollend ziehe ich von dannen ...

Erneut erhalte ich eine Aufforderung zum Röntgen. Diesmal ist es der Schädel. Ans Warten bin ich gewöhnt. Der Pullover, den ich stricke, wächst. Sobald mein Kopf von allen Seiten geröntgt worden ist, erkundige ich mich: Bin ich fertig? Ja, bekomme ich zur Antwort, Sie können gehen!

Erleichtert, auch das hinter mir zu haben, gehe ich nach Hause.

Kaum dort angelangt, höre ich das Telefon schrillen, und ein Fräulein aus der Klinik fragt: Waren Sie heute nachmittag zum Röntgen hier? Wir hätten noch mehr Bilder von Ihrem Schädel machen sollen, doch als wir es erfuhren, waren Sie bereits weg ... Sie müssen noch einmal vorbeikommen. – Soll ich lachen oder weinen?

Langsam, aber sicher wird ein Unbehagen in mir wach, das ich nicht mehr unterdrücken kann: Der administrative und organisatorische Bereich wächst dem Personal über den Kopf. Ist es da nicht rasch passiert, dass Medikamente falsch verteilt, Resultate ungenügend ermittelt werden? Ich bekomme Angst: Plötzlich werden Patienten vertauscht, und ich erwache nach dem Eingriff ohne Blinddarm anstatt mit einem operierten Gehirn! – Zum Glück verfüge ich über Geduld und Nerven und lerne, Augen und Ohren offenzuhalten, wenn ich mit dem Universitätsspital zu tun habe. Seine Krankheit ist unheilbar und heisst: Grösse! *Ursula*



Quartierbewohner-Grüppchen ein und hatte statt Trauer im Herzen ununterbrochen zu tun.

Seither redet er nie mehr vom «Quartier», sondern liebevoll vom «Gässli» – so vertraut und wohllich erscheint ihm jetzt die Gegend! Zum Gässli gehört natürlich ein Lädli, eines wie aus dem Bilderbuch, das von einem jungen Ehepaar betreut wird. Das älteste Kind der «Krämer», ein Erstklässler, muss die ziemlich weit entfernte Sonderschule besuchen, und es erhob sich intensives Rätselraten rund um den Ladentisch, wobei sich männiglich fragte, wie die unumgängliche Begleitung des Knirpses in den strengen Tageslauf zu integrieren sei. Rolf überlegte kurz und befand, er könne diese Aufgabe zusätzlich übernehmen. Ausserdem spielt er Ladenhüter, nämlich dann, wenn der Uhrmacher des Gässlis abwesend ist, sowie den unentbehrlichen Pfadfinder im Dickicht eines kleinen Spezialverlages. Manchmal scheint es mir, als hätten diese unkonventionellen Tätigkeiten eine innere und innige Verwandtschaft mit



Lattoflexen

die gesündere Art zu schlafen!



Auf Lattoflex liegen Sie sicher richtig!

lattoflex®

Bettssystem
bewährt bei Rheuma und
Rückenbeschwerden

Verlangen Sie die Dokumentation bei
Lattoflex-Degen AG, CH-4415 Lausen, Tel. 061/91 0311.

der Neugier auf die Beschaffenheit einer Bratwursthaut.

Nun ist Rolf also noch Kindergärtner! Wenn Sie demnächst einem älteren Mann begegnen, der tagtäglich und vergnügt plaudernd ein Kind zum Tram, ins Tram, aus dem Tram, zur Schule und nach zwei Stunden retour begleitet, ist das unser Freund Rolf.

Natürlich quillt er über von Geschichten, Anekdoten und Schnurren aus seinem bewegten Tageslauf, und überall ist er ein gergesehener, interessanter Gast. Falls er Zeit hat! Zwischenhinein sitzt er nämlich noch im Büro der Aktion P und gibt ratsuchenden Pensionierten, die nicht wissen, wie sie die Zeit totschiessen sollen, Tips, Jobs und Hits – alles garantiert selbst erprobt!

Bei allfälliger Nachahmung sind keine Rechte vorbehalten. Kopien sind nicht gebührenpflichtig. Variationen liegen überall am Wege. – Nur bücken muss man sich selbst!

Tessa Daenzer

Hilfsbereit

Man kann vom Schweizer sagen, was man will: Wenn es um den bedürftigen Nächsten geht, dann gibt er. Und er gibt reichlich! Seine Spendefreudigkeit ist schier grenzenlos, welchen Ursprungs sie auch sein mag. Das durfte ich beglückt erfahren.

Anlässlich meines letzten Aufenthaltes in einem kleinen, fern vom Tourismus gelegenen togolischen Eingeborenendorf lernte ich das Spital der Region kennen: Eine herrliche Buschklinik, voller Leben, da die Kranken von ihren Angehörigen betreut werden. Unermüdlich schleppen sie vom nahen Fluss Wasser herbei, rings ums Spital werden auf unzähligen Kochstellen Mahlzeiten zubereitet, die Krankenzimmer sind total überfüllt, die unbeschreiblich sanften, geduldigen Patienten liegen in den Gängen, warten, bis man Zeit hat, sie zu untersuchen. Die warme, menschliche Atmosphäre, das selbstverständliche Dienen, die freudige, spontane Hilfe für den Nächsten hinterliessen in mir einen unauslöschlichen Eindruck.

Lange unterhielt ich mich mit dem europäischen Ärzteehepaar, das dieses Urwaldspital leitet. Die Doctores schilderten mir ihre grossen finanziellen Schwierigkeiten, und ich entschloss mich zu helfen. Von meiner Reise zurückgekehrt, veröffentlichte ich einen Bericht in unserer Lokalzeitung, schilderte das Leben der Eingeborenen und erzählte ausführlich von der mir lieb gewordenen Buschklinik, die ohne finanzielle Unterstützung bald ihre Tore schliessen müsse. Dann eröffnete ich ein Postscheckkonto, publi-



Hotel Brenscino
Brissago Tel. 093/65 14 21
Ihr Ferienparadies:
Park, Liegewiese,
Terrasse über dem See,
Sauna, Fitness, Kegelbahn.
(März bis November)

zierte die Kontonummer – und schon kam der Stein ins Rollen. In knapp zehn Wochen war das Resultat meiner Sammelaktion nahezu 13 000 Franken!

Meine Bettelbriefe an verschiedene Firmen hatten Erfolg: Über 200kg Medikamente und Verbandsmaterial wurden mir zugestellt.

Als ich durch meine togolischen Freunde erfuhr, dass die Buschklinik endlich ans regionale Elektrizitätsnetz angeschlossen worden war, bettelte ich via Zeitung um gebrauchte Kühlschränke und Elektroherde, die ich prompt erhielt. Spediert wurden die Hilfsgüter per Container; die Kosten übernahm eine Baufirma.

Ein Schreiben voller Jubel und Dankbarkeit erreichte mich aus Togo – ein Ansporn für mich, weiterzukämpfen, um die Not ein wenig zu lindern. Die spontanen Spenden, die Hilfsbereitschaft, die Anteilnahme der Bevölkerung an der Buschklinik überwältigten mich und zeigten mir, dass gezielte Hilfsaktionen herzlich und herzlich unterstützt werden.

Vreneli



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein **ova**-Produkt